

Untervazer Burgenverein Untervaz

Texte zur Dorfgeschichte von Untervaz



1947

Alpine Landschaft im Spiegel der Flurnamen

Email: dorfgeschichte@burgenverein-untervaz.ch. Weitere Texte zur Dorfgeschichte sind im Internet unter <http://www.burgenverein-untervaz.ch/dorfgeschichte> erhältlich. Beilagen der Jahresberichte „Anno Domini“ unter <http://www.burgenverein-untervaz.ch/annodomini>.

Das Gesicht der alpinen Landschaft im Spiegel der Flurnamen

Von

ANDREA SCHORTA (Chur)

(Vortrag, gehalten in der Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich am 15. 12. 47)
(Mit 4 Karten im Text)

Das Gesicht der alpinen Landschaft im Spiegel der Flurnamen

von Andrea Schorta (Chur)

S. 81: Unter der strahlenden Sonne eines Augusttages sassen wir, eine kleine Schar von Bergfreunden, zur Mittagsstunde auf dem nackten Kalkfelsen der Weissfluh. Der wolkenlose Himmel gestattete dem Auge in einer nur seltenen Weise, bis zu den letzten Konturen des Horizontes vorzudringen. Zu unseren Füßen zogen sich die zum Teil schon gemähten gelblich-grauen Bergmäher wie breite Bänder vom Talgrund herauf, tiefer unten lagen sattgrün die Maiensäss- und Fettwiesen. Weisse Kirchtürme lenkten die Blicke auf die in schwachem Dunste bald ängstlich zusammengedrängten, bald breit hingelagerten Dörfer. Über allem aber ruhte wie ein Wall der mehrfache Gipfelkranz der weissen und der finsternen Berge.

Während einige Begleiter bald die eine, bald die andere Seite der Rundsicht still betrachteten, hatten andere Karten und Panoramen ausgebreitet, und es herrschte ein lebhaftes Rätselraten um die Namen der Spitzen, Gletscher und Übergänge, dann der Alpentäler, Dörfer und Weiler. Man merkte es diesen Menschen förmlich an: nicht bloss Wissensdrang war es, der sie trieb, die Namen der um sie gelagerten Natur zu erfahren. Es war ebensowohl das nur schwer definierbare Fluidum, das aus ihnen floss, die Summe des Naturerlebnisses von vielen Generationen, die uns gerade in diesen Namen ihr Verhältnis zu Bergen und .Matten, zu den Dörfern und Alpen gleichsam als Bekenntnis hinterlassen haben. Je nach der individuellen Veranlagung verband sich hier auf dieser Bergspitze durch die Vermittlung der Namen

S. 82: das eigene Erleben mit demjenigen verschwundener Geschlechter zu einem neuen, lebendigen und vermenschlichten Landschaftsbild.

Dem Zauber der Namen vermögen sich nur wenige naturverbundene Menschen zu entziehen. Je rätselhafter sie klingen, desto mehr locken sie nicht nur Linguisten, sondern auch Dichter, ja Menschen aus allen Schichten und Geisteshaltungen in ihren Bann. So war es denn ursprünglich weniger wissenschaftlicher Forscherdrang als eben der romantische Hang zum Rätselhaften, geheimnisvoll Klingenden, der zur Beschäftigung mit den Flurnamen lockte. Als vollwertigen Zweig der Sprachwissenschaft und als Hilfswissenschaft der Geschichte, Siedlungsgeschichte, Kirchengeschichte und Volkskunde gewann die Namenforschung erst ihre volle Bedeutung, als in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts führende Linguisten, insbesondere aus dem germanischen und romanischen Sprachbereich unseres Erdteiles sich ihrer annahmen¹. In diesen Kreisen der Geisteswissenschaften, die sich mit den Wechselbeziehungen zwischen Land und Mensch auseinandersetzen, ist die Toponomastik heute eine anerkannte Hilfswissenschaft.

In meinem heutigen Vortrage möchte ich untersuchen, inwiefern sich das Gesicht der alpinen Landschaft in den Ortsnamen, auch vom speziell naturwissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, widerspiegelt, oder - nüchterner ausgedrückt - welche für die Naturwissenschaften wichtigen Erkenntnisse aus der Betrachtung der Flurnamen gewonnen werden können. Dabei ist sich der Namenforscher bewusst, ihre Vorstellung vom Werden der Landschaft nicht in ihren Grundlinien erschüttern oder verändern, sondern bestenfalls ergänzen zu können.

Am Anfang der für die Toponomastik überblickbaren Zeitspanne stand unser Land schon fertig geformt da. Naturkatastrophen grösseren Ausmasses, die das Landschaftsbild verändert haben, sind nur wenige eingetreten. überdies liegen diese Veränderungen dem Geographen, dem Geologen so sichtbar vor Augen, dass er keineswegs der Toponomastik bedarf, um sie wahrzunehmen. Auch geringe Veränderungen der Flussläufe, d.h. Verlegungen des Flussbettes auf einem kleineren Talausschnitt, entdeckt das geübte Auge des Geographen rasch und sicher. Was ihm jedoch nicht durchwegs gelingen wird, das ist die zeitliche Datierung einer jüngeren Veränderung. Ohne in mühsamer Arbeit die Bodenschichten zu untersuchen, wird es ihm oft nicht möglich sein zu bestimmen, ob eine Verlegung des Flusses 500, 1000 oder gar 2000 Jahre

zurückliegt, denn bekanntlich bilden sich in solchen Zeitspannen geologisch gesprochen recht dünne «Jahresringe».

Dass hier die Ortsnamen einen ersten Beitrag zu leisten in der Lage sind, mögen einige Beispiele aus meiner bündnerischen Heimat dartun:

Die zwischen dem Rhein und der Bergflanke eingebettete Ebene hinter dem Städtchen Glion (Ilanz) zeigt in ihrem äussersten Teile eine vom Fluss abgewendete sanfte Neigung, die sofort erkennen lässt, dass hier einmal der Rhein oder ein Rheinarm herunterfloss. Wann das der Fall gewesen sein mag, ist zunächst nicht zu ermitteln. Zieht man aber den Übersichtsplan zu

- S. 83: Rate und stellt dabei fest, dass dieses heute überbaute Stück il Giessli heisst, so gewinnt man für die Datierung sofort einen, wie mir scheint, absolut zuverlässigen Anhaltspunkt. Il Giessli ist ein Diminutiv zum schweizerdeutschen Giessen «Seitenarm, Nebenrinnsal eines Flusses». Da hier kein Bach vom Berge kommt, der vor der Einmündung in den Talfluss ein Stück weit parallel zum Rhein hätte fliessen können, so kommt nur ein Seitenarm des Rheins in Frage, der einen Teil des heutigen Talbodens zwischen St. Martin und der Burgruine Grüneck zu einer Insel einschloss. Dieser Zustand aber muss im ausgehenden Mittelalter, also um 1500, wo Ilanz erstmals eine ansehnliche deutsche Minderheit aufwies, noch angedauert haben, denn früher oder später wäre die Entlehnung dieses deutschen Wortes aus sprachlichen Gründen nicht möglich gewesen. Der Seitenarm des Rheins bei Ilanz ist also als eine Erscheinung des späten Mittelalters zeitlich festgelegt. Eine durchaus gleich geartete Bodenformation unterhalb Klosters/Monbiel hart an der Landquart findet gleichfalls durch die Deutung des Namens der dortigen Vorwinterung, nämlich Giessenbündi, ihre zeitliche Datierung. Dieser Klosterser Giessen, der auf einem Inselchen eine Bündi, ein der Privatnutzung vorbehaltenes, durch einen Zaun oder eine Mauer eingeschlossenes Grundstück, trug, kann nicht vor dem 15. Jahrhundert durch die Lauizugrube abgelenkt worden sein, denn der in seinem ganzen Habitus stockwalscherische Name kann nicht aus irgendeiner romanischen Namensform des Mittelalters übersetzt sein.

Ein schöner Wiesenkomplex zwischen dem Dorf Andeer und dem Hinterrhein trägt heute noch den wohlklingenden Namen Tranter Flimma, das wäre lateinisch inter flumina, «zwischen den Flüssen», was beweist, dass das in Spuren noch sichtbare alte Flussbett nicht den ganzen Rhein aufnahm, sondern

nur einen Seitenarm, der also die Flur Tranter Flimma zu einer ansehnlichen Insel einschloss.

Dort wo sich in Chur die Ziegelfabrik erhebt, erkennt jedermann leicht an der wannenförmigen Bodengestalt, dass die Plessur, welche heute einen guten Kilometer weiter südwestlich durch die Rheinwiesen fliesst, einst hier ihre trüben Wasser dem Rhein entgegenführte. Die landläufige Meinung ist nun auch die, dass der deutsche Name Lachen, der diesem Gebiete eigen ist, auf einen uralten, durch die Plessur gebildeten See zurückzuführen sei. Chur wurde etwa im 15. Jahrhundert deutsch, folglich hätte der See der Plessur noch im ausgehenden Mittelalter zur Freude der Churer Jugend bestanden. Aber die reichlich vorhandenen Urkunden, die von Gütern dieser Gegend seit dem 9. Jahrhundert sprechen, wissen nichts von einem See, kein einziges Mal ist die Plessur als Angrenzer genannt. Der Name «zur Lachen» wird erstmals 1525 genannt, überdies mit Präposition und Artikel «zur Lachen», was das niedrige Alter dieser Bildung beweist. Es handelt sich einfach um das einst stagnierende Wasser des unteren Mühlbaches! Die Geographie gewinnt hier aus der Betrachtung der Namen immerhin einen wichtigen Anhaltspunkt für die Geschichte der Plessurmündung in den letzten zwölf Jahrhunderten.

S. 84: Auf halbem Wege zwischen Chiavenna und der Mündung der Maira in den Lago di Mezzola befindet sich am rechten Talhange das Dörflein Samolico. Dem Linguisten bereitet die Deutung des Namens keine Schwierigkeit, er leitet sich einfach aus lateinisch «in summo laco» «zu oberst am See» ab. Man darf also annehmen, dass zur Zeit der Gründung dieses Ortes - rund gerechnet, zu Beginn unserer Zeitrechnung - der Lago di Mezzola bis hierher reichte, also gut acht Kilometer weiter nördlich als heute.

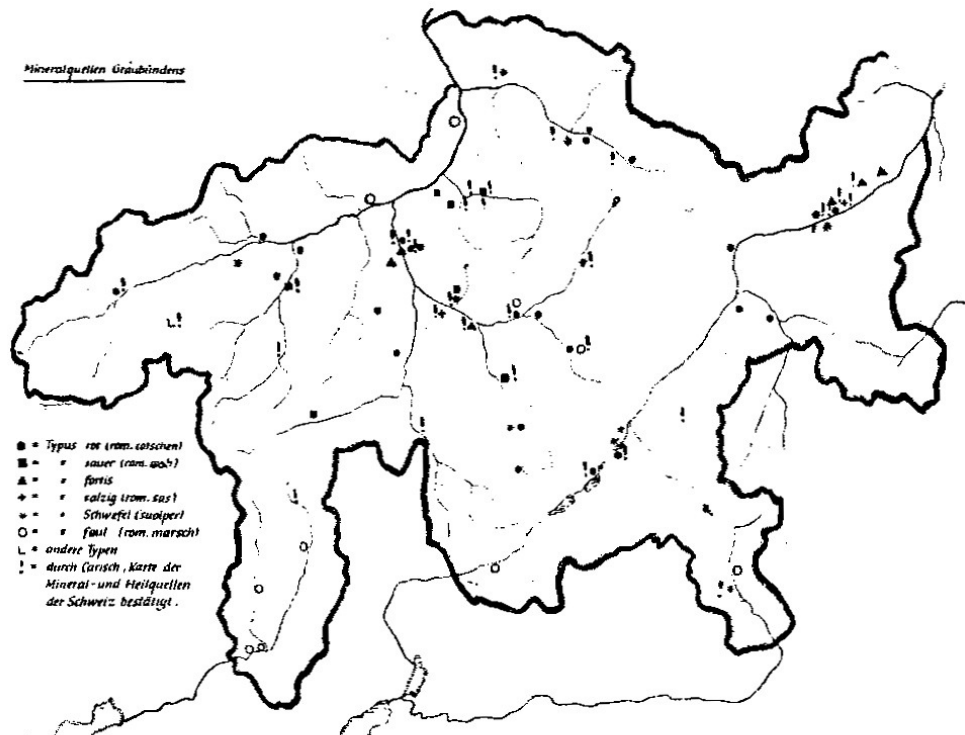
Die Beispiele für solche Datierungsmöglichkeiten mit Hilfe der Ortsnamen liessen sich noch bedeutend vermehren. Ich erwähne nur noch eine geschlossene Gruppe, die Ihrer Aufmerksamkeit nicht entzogen werden darf, nämlich die mit novum, deutsch «neu» zusammengesetzten Namen. Bei Val Nova, «das neue Tal», zuhinterst im Zerfreilatal bei Vals, das hier als erstes vorzulegen ist, darf man wohl nicht an ein der Nutzung spät zugeführtes Tal denken, sondern der Name muss mit den vielen Alp Nova², «neue Alp» in Zusammenhang gebracht werden, aus dem es lautlich durch Agglutination des f von uf entstand. Dagegen bieten Sassa nova, «die neuen Steine», in Poschiavo, Ganda nova, «die neuen Felstrümmer», in Brusio, Bova nova, die

"neue Rufe», in Pitasch im Lugnez und die genaue deutsche Entsprechung «bi der Nüwa Rufi», im Hochtal Avers, zweifellos Anhaltspunkte für die Datierung von Felstrümmern und Rutschungen, wie sie sonst nicht leicht aufzutreiben wären. Bei Fanteunas novas, «die neuen Quellen», in Vignogn (Vigens) im Lugnez dagegen wird weit weniger die Altersbestimmung im Vordergrund stehen, als vielmehr die Tatsache, dass diese Quellen in einer nicht sehr weit zurückliegenden Zeit überhaupt fehlten. Wenn auch die Entstehung und das Versiegen von Quellen namentlich in Rutschgebieten wie dem Lugnez nicht besonders auffallen, so ist dieser Name doch geeignet, die Aufmerksamkeit der Quellenforschung auf die guten Dienste der Flurnamenskunde zu lenken.

Gerade die Quellen, dieses lebendige Element in einer starren Umgebung, haben aber den Menschen von jeher gefesselt. Ihre Namen enthalten die von einer langen Kette naturverbundener Generationen gesammelten Erfahrungen. Der moderne Forscher braucht sie also bloss richtig auszuschöpfen, um eine ungeahnte Fülle von wertvollen Urteilen über zahlreiche Quellen im Lande zu erhalten.

Unter den Quellen des Engadins ist die intermittierende Quelle in der Val d'Assa, Gemeinde Ramosch/Remüs, sicherlich diejenige, die uns am stärksten zu fesseln vermag. Nikolaus Sererhard, der liebenswürdige Zernezer Geistliche und Chronist, sagt darüber in seiner vor zweihundert Jahren geschriebenen «Einfalten Delineatiom: «Jenseits Remüss auf der rechten Seite des Inns befindet sich ein Wunder-Brunnen der hat diese Eigenschaft, dass er alle Tag zu gewissen Stunden ganz ertrocknet, und zu gewissen Stunden wieder hervorbricht in reicher Abundanz, habe ihn selbst gesehen, als ich Schüler zu Remüss gewesen».³ Dieses seltene Naturphänomen heisst nun auf romanisch La Funtana chi staina. was lateinisch etwa fons qui stagnat, die

S. 85: Quelle, welche versiegt, stagniert), heisst. Der Name allein hätte also schon genügt, um die Aufmerksamkeit der Forscher darauf zu lenken. Unsere moderne Zeit mit ihren hochentwickelten Trinkwasserversorgungen kann auf die Temperaturmessungen der Quellen nicht verzichten. Je konstanter die Temperatur, desto wertvoller das Wasser. Viel häufiger, als man dies anzunehmen geneigt ist, hat aber auch das Volk selber die Quelltemperatur betrachtet. Allein im Kanton Graubünden zählen wir nach den Angaben des



Karte Nr. 1 Durch Flurnamen nachweisbare Mineralquellen in Graubünden.

Rätischen Namenbuches rund siebzig Namen vom Typus Funtana fraida, kalte Quelle, Aua fraida, Kaltwasser, auf Bündnerdeutsch Chalther Brunnen. Es muss sich hier offenbar um Quellen handeln, die auch im Hochsommer ihre konstante tiefe Temperatur bewahren. Andererseits ist bei Namen wie Ova choda, in Sils, oder Eva keda, das warme Wasser, in Bivio, nicht an Thermen zu denken, sondern ebenfalls an Quellen mit beständiger Temperatur, wobei auf einer Meereshöhe, wo die Landschaft während sieben Monaten unter einer Schneedecke ruht, eine Quelle, die sich von der Eisschicht freizuhalten vermag, durchaus als warme Quelle erscheinen kann. Gute Quellen sind selbstredend die Acubona (= acqua buona) in Mesocco, die Funtana buna in Tschlin, der Luterbrunna in Saas. Das Volk betrachtet aber auch Quellen, wo die Brunnenkresse üppig gedeiht, den Chressigbrunnen in Küblis, in Seewis und in Says, die Funtana dal Craschun in Fuldera im Münstertal

S. 86: und in Sent als gute Quellen, während es sich hütet, den Durst an einer Quelle zu löschen, die Aua marscha, Funtana marscha, deutsch Fulbrunnen heisst.

Unter Aua marscha sind nicht nur faule Wasser im gewöhnlichen Sinne gemeint, sondern ebenso häufig die in ihrem Werte erst später erkannten Schwefelquellen. Diese, wie alle übrigen Mineralquellen, insbesondere die

Eisensäuerlinge, romanisch Aua forta, Aua cotschna, sind vom Volke sehr gut gekannt und von jeher geschätzt. Ein Vergleich der in der Heilquellenliteratur angeführten Quellen mit denjenigen, die wir aus den Ortsnamen kennen lernen, zeigt denn auch, dass in Bünden mehr Mineralquellen vorhanden sind, als die gedruckten Verzeichnisse ahnen lassen,

Die Karte Nr. 1 zeigt die Mineralquellen Graubündens, wie sie aus den Flurnamen festgestellt werden konnten, Der am häufigsten vertretene Typus «Roter Brunnen», romanisch «Aua cotschna», ist hier mit einem Punkt angegeben. Ein Quadrat steht für «Surwasser», romanisch «Au'ascha» usw., für das alträtoromanische Aua forta (aqua fortis) wählten wir ein Dreieck. Ein Kreuz bezeichnet die salzig schmeckenden Quellen «bim Gsalzna Wasser» in Mutten und bei «Dusasasa» in Scuol (Schuls), während für die Schwefelquellen ein * steht. Die faulen Brunnen (romanisch Aua marscha), haben einen Kreis. Hier werden wohl die meisten bloss als schlechtes Abwasser aus Sümpfen und dergleichen entpuppt werden können. Immerhin ist zu beachten, dass auch die bekannte Schwefelquelle von Alvagni/Alvaneu Aua marscha heisst. Die durch Flurnamen eruierten Quellen, die auf der Karte der :Mineral- und Heilquellen der Schweiz, von J. CADISCH⁴ ebenfalls vorhanden sind, haben wir mit einem Ausrufzeichen versehen. Ein alleinstehendes Ausrufzeichen bedeutet, dass Cadisch am betreffenden Orte eine Mineralquelle erwähnt, für die in den uns zur Verfügung stehenden Namen keine Spur zu finden ist. Andererseits bedeuten Zeichen ohne Ausrufzeichen, dass die Flurnamen den Hinweis auf eine Quelle enthalten, die auf der Karte von Cadisch fehlt.

Der Zuwachs ist beträchtlich. Freilich wären alle diese Neulinge auf ihren wirklichen Wert zu prüfen. Manche sind zweifellos schon längst untersucht und stillschweigend übergangen worden. Aber es bleibt für uns die Tatsache bestehen, dass ein systematisch gehobener Ortsnamenschatz auch dem Heilquellenforscher manchen wertvollen Fingerzeig zu geben vermag. In einem geologisch weniger gut durchforschten Gebiete als Graubünden müsste dies sicher noch stärker in Erscheinung treten.

Was soeben von der Quellenforschung im allgemeinen und von der Mineralquellenforschung im besonderen gesagt wurde, gilt auch für die Untersuchung der Seen und der Hochmoore und Torflager. Der Verlandungsprozess unserer kleinen Bergseen ist ein Vorgang, den eine oder auch einige Generationen aus eigener Anschauung unmöglich erleben können.

Ihr Wissen über diese Vorgänge muss durch mühsame Untersuchungen erworben werden. Wann war ein bestimmtes Ried noch ein See? Ist hier eine genügend gereifte Torfschicht zu erwarten oder nicht? Das sind die Fragen, die sich der auf eine wirtschaftliche Ausnutzung hinzielende Forscher etwa stellen wird.

S. 87: Nun nehmen Seen und Seelein mit ihren zu kurzer Rast einladenden Ufern gerade in der alpinen Landschaft derart auch die Aufmerksamkeit der bodenständigen Bevölkerung für sich in Anspruch, dass es durchaus selten namenlose Seen gibt.

Wenn also in den Namen das Naturerlebnis langer Ketten von naturverbundenen Generationen kristallisiert ist, dann muss daraus für eine historische Betrachtung dieser Seen und Moore gewiss auch etwas abfallen. Und in der Tat können wir die interessante Beobachtung machen, dass die Namen an Zähigkeit sogar so langsame Naturvorgänge wie die Verlandung eines Seeleins überdauern.

In der glücklicherweise noch erhaltenen Stiftungsurkunde des dem hl. Zeno geweihten Kirchleins von Lünen im Schanfigg, aus dem Jahre 1084, wird ein am Südhang des Hochwangs gelegener See genannt⁵. Wer heute diese Gegend durchstreift, wird vergeblich nach einem See oder Teich Ausschau halten. Erst im Gespräche mit den ortskundigen Bauern wird er in Erfahrung bringen, dass eine kleine Bodensenke, der er kaum Beachtung geschenkt hatte, noch heute «b'im See» heisst, obwohl man jetzt trockenen Fusses darüber hinwegschreiten kann. Hinter dem Dorf Ruschein im Bündner Oberland bedeckt ein ansehnliches Ried die kleine Bodenvertiefung zwischen dem Burghügel und der Bergflanke. Niemand glaubt heute daran, dass sich hier einmal ein See befunden haben könnte, und doch kann sich der im Urbarfragment aus dem 15. Jahrhundert erwähnte See bei Ruschein nur hier befunden haben⁶. Wie interessiert der Bergler übrigens den Verlandungsprozess wahrnimmt, das zeigen auch die vielen, nach dem schwarzen Moorgrund benannten Schwarzsee, in Romanischbünden Lai nair, die faulen Seen, romanisch Lai marsch, die toten Seen, Lag miert.

Wer vom Glaspas zwischen Thusis und Safien die stolze Pyramide des Piz Beverin besteigt, hält gerne vor dem eigentlichen Einstieg in die Felspartien zum erstenmal zu kurzer Rast inne. Vor ihm raschelt ein kaum 2-3 Aren grosses Ried im scharf über den Grat schneidenden Winde, der Karabuz, wie

unser Tschappiner Gewährsmann erläutert. Der Name, der an Bonaduz, Ramuz, Vaduz anklingt, und zunächst die Vorstellung eines uralten Sprachreliktes oder geheimnisvoller Berggeister zu wecken vermag, könnte das kleine Ried nicht trefflicher charakterisieren! Es ist die einfache walserdeutsche Entsprechung für hochdeutsch der «behaarte Tümpel», der mit Riedgras bewachsene Teich, der «g'haare Putz». Interessanterweise ist dieses Benennungsmotiv durchaus nicht etwa vereinzelt. Auf der andern Seite des Domleschgs, vom Karabuz aus gut sichtbar, liegt oberhalb Feldis ein gleichgearteter, bald verlandeter Teich, den die Romanen Letg palus = lat. lacus pilosus, der «haarige See», nennen. In künftigen Zeiten, wenn einmal die Riedgräser durch eine andere Pflanzendecke abgelöst sein werden, genügt ein Blick auf eine Namenskarte des 20. Jahrhunderts, um hier ein Stück Entwicklungsgeschichte mit genaueren Daten aufzudecken. Rückwärts schauend aber erkennen wir heute im wohlklingenden, fast märchenhaften Pludiseidis in Conters im Prättigau, dass das jetzt noch bestehende Ried im 15. Jahrhundert,

- S. 88: wo im Prättigau noch Romanen die Landschaft erlebten und formten, mit den niedlichen Wollgrasköpfchen (*Eriophorum alpinum*) geschmückt war, die der Einheimische trefflich seidas = Seidenköpfchen nannte, woraus dann Paliu de Seidas, das «Wollgrasried», entstand. Es gehört zu den Überraschenden Feststellungen des Flurnamenforschers, dass das Ried auch in der alpinen Landschaft, wo viel weniger mächtige Weidenbäume, undurchdringliche Schlingpflanzen und gar Irrlichter für eine geheimnisvolle Atmosphäre sorgen, von der alten, bäuerlichen Bevölkerung als etwas Besonderes, intensiv erlebt wird. Das Rätische Namenbuch verzeichnet nicht nur mehrere Bärenried, Hasaried, Blüemjiried, Laubried, die in den Volksaberglauben hinüberlenkenden Tanzried (wo die Geister tanzen), Meitlaried, rom. Paliu de Mattauns, wo die alten Jungfern Dach dem Tode wie im Girizenmoos⁷ auf den jüngsten Tag warten, sondern auch in grosser Zahl die «schönen Rieder», rom. Paliu biala, die wüsten, die guten und die bösen Rieder, die nassen und die trockenenden, die roten, die schwarzen, die grünen, die süssen und die sauren, die fetten und die mageren Rieder. Der Erforscher unserer Moore und Sümpfe, der am Erfahrungsschatz des Volkes nicht achtlos vorbeigeht, findet in dieser volkstümlichen Systematik gewiss viel Wertvolles. Niemand hat, soviel ich sehe, die reiche Moor-Toponymie so genau in ihrem Wert erkannt wie Prof. J. FRÜH, der ihr in seinem zusammen mit Prof. C. SCHRÖTER veröffentlichten

Werke «Die Moore der Schweiz», ein ganzes, ungemein reich dokumentiertes Kapitel widmete⁸.

Seen und Moore sind Bestandteile der Landschaft, die bisher besonders in den Bergen der Einwirkung durch den Menschen fast vollständig entzogen waren. Bei der extensiven Bewirtschaftung, die Bodenverbesserungen im modernen Sinne kaum kannte, kamen Drainagen und Absenkungen von Seen nicht in Frage. Wenn die Ortsnamen trotz der dadurch bedingten langsamen Verwandlung des Landschaftsbildes geeignet sind, die geschichtliche Abfolge etwas aufzuhellen, so muss dies sicher in vermehrter Masse bei der Pflanzendecke der Fall sein, denn diese ist der Beeinflussung durch den Menschen ständig unterworfen: ganze Wälder können in kurzer Zeit durch Feuer und Axt umgelegt, ganze Weidebezirke durch den Pflug in Kulturland verwandelt werden. Es wäre Überaus verlockend aufzuzeigen, wie sich diese Siedlungs- und Rodungsgeschichte von der vorrömischen Zeit bis auf unsere Tage an Hand von Tausenden von Flurnamen verfolgen lässt⁹. Auf diesem Gebiete, das die Geschichtsforschung, die Geographie, die Forstgeschichte und Forstbotanik in gleichem Masse angeht, ist die Toponomastik geradezu eines der hauptsächlichsten Forschungsinstrumente. So kann z.B. der Beweis dafür, dass im Jahre 1000 die obere Waldgrenze auf der Schanfigger Sonnenseite dort stand, wo man sie heute noch findet, nur durch die Ortsnamen Maselva, aus lat. *summa silva*, einwandfrei erbracht werden. Allein aus dem Studium der Flurnamen erfahren wir andererseits auch, dass sich zwischen Müstair (Münster) und Sta. Maria, dort wo heute der Weiler Sielva liegt, im Frühmittelalter in der Talsohle, ebenso wie in Silvapiana, in Selva im Tavetsch, in Mezzaselva bei Klosters und vielen andern bewohnten Orten, die

- S. 89: das lat. Wort *silva* = Wald enthalten, sich noch ungerodete Wälder ausbreiteten, desgleichen in Pignia in Schons, Panix im Oberland und Pany im Prättigau, die alle auf lat. *pinetum* «Tannenwald» zurückgehen. Und endlich klärt uns nur die Ortsnamenkunde darüber auf, dass die obersten Talstufen des Oberhalbstein, des Rheinwaldes und des Vorderrheintales im ausgehenden Altertum trotz der in den tieferen Stufen schon dichten Bevölkerung so gut wie unbesiedelt waren: denn Sumvitg (Somvix), Sufers und Sur, alle drei Namen bezeichneten einst die oberste Gemeinde. Das im 8. Jahrhundert gegründete Kloster Disentis, das Monasterium Desertinense stand also ursprünglich, wenn nicht in einer wirklichen Einöde, so doch in einem äusserst dünn besiedelten Gebiet. Doch hier weiter auszuholen verbietet uns der Vorsatz, uns für heute

auf Namen zu beschränken, die der Naturforschung im absoluten Sinne nützlich sein können. Ich schliesse deshalb diesen kleinen Abstecher in die Siedlungsgeschichte mit dem Hinweis auf das neue Werk von RICHARD WEISS, Volkskunde der Schweiz, ab, wo auf zwei Karten (S. 264) die Rodungsarbeit der Romanen in Graubünden im frühen, und diejenige der Walser im späten Mittelalter dargestellt ist.¹⁰.

Wenn der Kampf zwischen Wald und Kulturland als dessen Ergebnis die heutige Siedlungsfläche vor uns steht, uns heute nicht weiter beschäftigen darf, so rechtfertigt es sich andererseits, das Schicksal einzelner Pflanzen mit Hilfe der Flurnamen ein Stück weit zurückzuverfolgen.

Der Name Daleu, vor 100 Jahren noch eine Wiesenfläche in der Churer Ebene bezeichnend, erweckt heute bei den Bündnern düstere Vorstellungen, denn hier befindet sich der ausgedehnte evangelische Friedhof. Im 13. Jahrhundert aber, zur Zeit, wo die Plessur dieses Gebiet noch nach Belieben überschwemmen konnte, haben hier Föhren als Pioniere der Vegetation ihre Sendung erfüllt. Sie müssen schon damals ihre breiten Kronen zu einem die Gegend charakterisierenden Wald ausgebreitet haben, denn Daleu ist nichts anderes als das rom. Tuleu, "Föhrenwald" aus lat. taeduletum. Wie Bern, so hatte also auch Chur in nächster Nähe der Stadt sein «Dählhölzli».

Viele der 30 mit Tulai bezeichneten Geländeausschnitte Graubündens tragen heute entweder gar keine Föhren mehr, oder nur in so geringer Zahl, dass sie im Landschaftsbild in keiner Weise dominieren. Tulai in Scuol (Schuls) ist eine sattgrüne, von dunkeln Tannen umsäumte Wiesenfläche. Cristolais, ein beliebtes Ausflugsziel zwischen Samedan und Schlarigna/Celerina, einst ein Crest Tulais, ein «Föhrenhügel», trägt heute einen Lärchenwald, der vom Juni bis November den Besucher zu entzücken vermag. In seiner Abhandlung "Die Föhrenregion der Zentralalpentäler insbesondere Graubündens in ihrer Bedeutung für die Florengeschichte"¹¹ hat Prof. Braun-Blanquet die Föhrenregion innerhalb Bündens abgegrenzt. Wenn auch für die Regionenabgrenzung, wie er sagt, in erster Linie der allgemeine Vegetationscharakter und erst in zweiter Linie der dominierende Waldbaum massgebend, ist, so dürfte doch für die weitere genaue Festlegung der Region eine in die Vergangenheit weisende Namenkarte von Nutzen sein. Die Verbreitung des Namentypus taeduletum ist gerade im ausserhalb der Föhrenregion liegenden

S. 90: Oberengadin auffallend, während andererseits das zur Buchenregion gehörende Prättigau in den Flurnamen mehrere *fagetum*, aber kein einziges *taeduletum* aufweist.

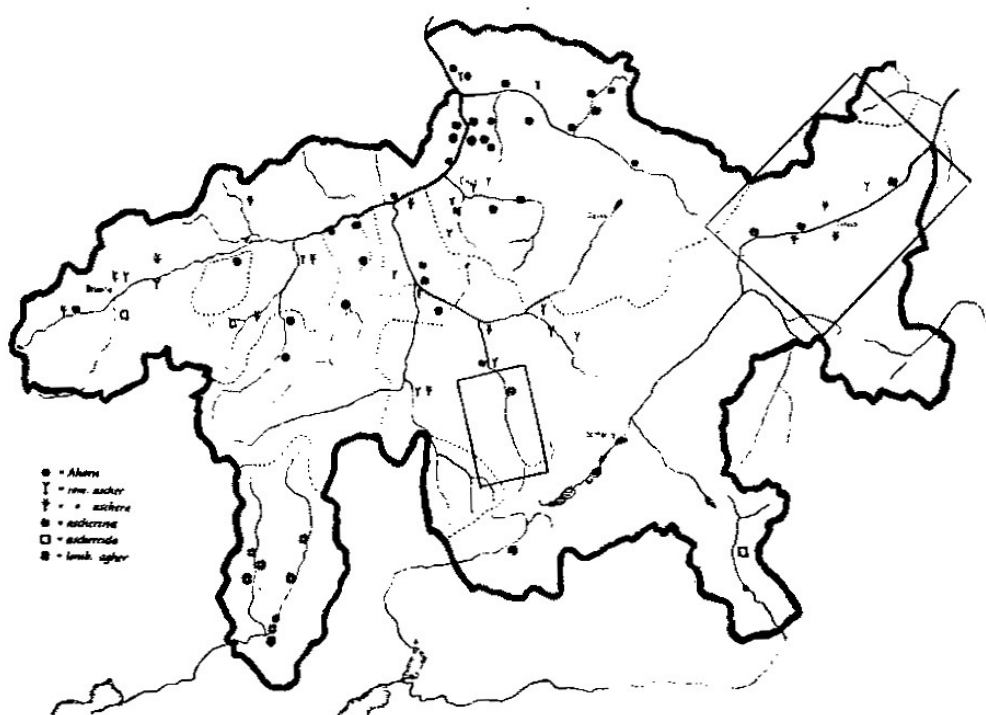
Während die Geschichte der Nadelhölzer in den Alpen ausser dem Botaniker zur Hauptsache den Förster interessiert, nimmt am Schicksal der Laubhölzer, besonders in den höheren Lagen, auch der Bauer lebhaften Anteil. Mit einiger Wehmut vernimmt der Zernezener, der ab und zu ein Birkenstämmchen für eine Pflugsterz auf dem Gebiet der mit Birken gesegneten Nachbargemeinde Susch heimlich fällt, dass in nächster Nähe des eigenen Dorfes einst ein ganzes Birkicht seine weissen Stämme dem Licht entgegenstreckte. Bugnidas, ein geneigter Wiesenkomplex im Westen des Dorfes hat den Namen von einem Typus *betulneeta*, «Birkicht», erhalten, der als *Vduognieu* in Segl/Sils sogar für ein Birkicht auf dieser Höhenlage zeugt. Einen spontanen Rückgang der Birke in diesem Ausmasse und in einer immerhin nicht sehr weiten Zeitspanne werden die Botaniker kaum gelten lassen, sondern ihn dem Raubbau der an Hartholz armen Bergbauern zuschreiben. Eine Bestätigung findet diese Ansicht zweifellos in der Tatsache, dass auch andere, für die Wagnerei und für den bäuerlichen Werkzeugbau gesuchte Hölzer heute in hohen Lagen seltener sind als sie es nach Zeugnis der Ortsnamen einst waren. Die Traubenkirsche (*Prunus padus*) beispielsweise ist heute im Oberengadin eher selten und tritt auch im mittleren Engadin und im Münstertal, wo die Namen *Alosai*, *Lusai* aus *alauseum* die lebhafteste Vorstellung der weissen Pracht und des herben Duftes eines im Blütenschmuck prangenden Traubenkirschenbestandes wecken, wohl häufig als Einzelbaum auf, nicht aber in geschlossenen Gruppen.

Aufschlussreich ist auch eine Gegenüberstellung der Karte des heutigen Verbreitungsgebietes des Ahorns und einer Karte der vom Wort Ahorn, romanisch *ascher*, *ischi*, und Ahornbestand, romanisch *ascherina* herstammenden Flurnamen (Karte Nr. 2). In der grundlegenden Flora von Graubünden von Braun-Blanquet und Rübel¹² wird als oberste Grenze für das Vorkommen des Ahorns im Oberhalbstein das Talbecken von Savognin (Tinzen) angegeben. Die Namenkarte aber verzeichnet auch einen Ahornbestand in der zweiten Oberhalbsteiner Stufe, nämlich in Rofna. Diese gewiss kleine, aber vielleicht nicht unbedeutende Abweichung wird weit übertroffen durch diejenige im Unterengadin. Hier ist heute nach dem gleichen Werke *Acer pseudoplatanus* sehr selten feststellbar, *Acer platanoides* fehlt ganz, während *Acer campestre* spärlich zuunterst im Tale vorkommt. Zieht

man die Namenkarte zu Rate, so macht man die überraschende Feststellung, dass von Lavin abwärts der Typus Aschera und Ascherina, also beides Kollektiva, die sich auf Bestände und nicht auf vereinzelte Bäume bezogen, nicht weniger als sechsmal belegt ist.

Das mengenmässige Vorkommen der einzelnen Pflanzen ist aus den rätoromanischen Flurnamen, wie wir schon wiederholt festzustellen Gelegenheit hatten, gut abzulesen. Suffixiale Ableitungen auf -etum, -eta wie die erwähnten

S. 91:



Karte Nr. 2 Standorte des Ahorns in Graubünden nach dem Zeugnis der Flurnamen.

taeduletum, acereta, und -ina, wie -acerina, salicina > Salaschina, ferner -ictum wie larictum zu larix, heute Laret, deuten immer auf grössere Bestände, während vereinzelt vorkommende Vertreter einer Art oder Gattung den blossen Namen zum Flurnamen werden lassen. Wenn also im 9. Jahrhundert zwischen Chur und Domat/Ems eine Flur Sanguinietum heisst, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, dass hier *Cornus sanguinea* (Hartriegel) in einem das Landschaftsbild dominierenden Bestand vertreten war. Waren geschlossener Bestände für die früheren Zeiten überhaupt charakteristisch? Die Namen scheinen es jedenfalls zu bestätigen, denn neben dem heute wohl kaum mehr denkbaren Sanguinietum ist in Tösgliai in Ftan (aus toxicum und -etum) ein grösserer Bestand an Giftbeeren (etwa *Lonicera caprifolium*), in Anzanei in

Mathon ein gentianetum nachgewiesen, in Jenaz im Prättigau ein freilich etwas weniger auffälliges, urkundliches Suvatgieu, ein sabucetum "Holunderbestand". Dass sogar die heute unsere Alpen in so beängstigendem Masse überwuchernden Wacholderstauden stellenweise auch zurückgegangen sind, beweist Janvrai (aus juniperetum), der Name der hochgelegenen Bergwiesen von Scuol/Schuls.

Entsprechend den recht beträchtlichen Veränderungen, die sich an Hand der Flurnamen an der wildwachsenden Pflanzendecke unserer Landschaft beobachten lassen, muss auch in Bezug auf die Kulturpflanzen in mancher Hinsicht eine Entwicklung festgestellt werden können.

- S. 92: Das Strafgesetzbuch des Churer Bischofs Remedius, verfasst um das Jahr 800, zählt in einem ersten Kapitel die Arbeiten auf, die am Sonntag nicht ausgeführt werden dürfen: Neben mähen, pflügen, neben der Arbeit im Weinberg ist hier auch das Pflücken von Hopfen (lovolone collegere) und die Herstellung von Bier (cerbisa facere) verboten¹³. Es erhebt sich nun die Frage, ob der Hopfen für die Bierbereitung angebaut wurde, vielleicht in Verbindung mit den Hecken und Mauern der Weinberge, oder ob der ganze Bedarf aus dem wildwachsenden Hopfen gedeckt wurde. [Urkundliche Nachweise für den Anbau des Hopfens fehlen. Dagegen erscheint in Untervaz ein Flurname Valära, heute ein Dorfteil, urkundlich 1375 Luvulairs¹⁴, zweifellos also eine Ableitung von lupulus, «Hopfen», lupularium, «Hopfenfeld».](#) Der Name kehrt als Valäris für einen Weinberg in Fläsch und für einen anderen Weinberg in Malans wieder. An beiden Orten ist Ableitung von vallis, "Tal", auch (kleine) Mulde, nicht anzunehmen. Je ein Valeras kommt so dann in Ilanz und in Portein am Heinzenberg vor. Da natürlich nicht jedes Hopfenfeld in einem Flurnamen verewigt wurde, dürfen wir wohl mit einer ziemlich ausgedehnten Hopfenkultur rechnen, ein Umstand, der den Erlass des Bischofs Remedius schon verständlicher macht¹⁵.

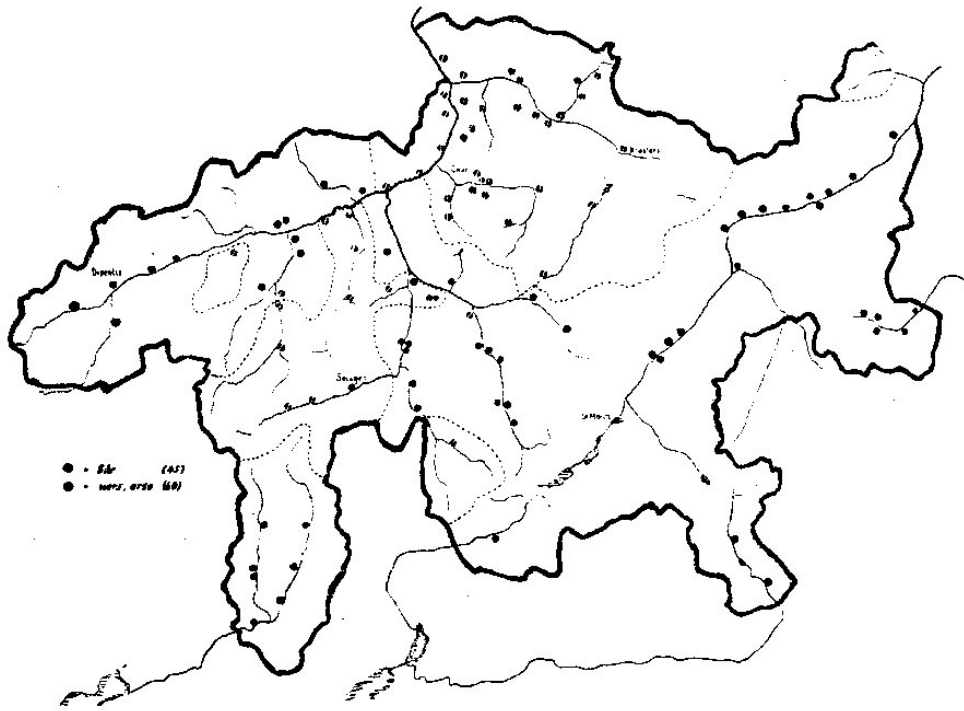
In der Nähe der Churer Kaserne, ganz an den Berg angelehnt, dehnt sich eine alte Ackerflur aus, die dem Churer unter dem Namen Foral wohl bekannt ist. Der Name ist ein ehrwürdiger Zeuge für die einstige Verbreitung einer heute in Bünden stark zurückgehenden Ackerfrucht, nämlich für den Dinkel (Triticum spelta). Das Urbar des Klosters Pfäfers vom 14. Jahrhundert¹⁶ und das aus dem 13. Jahrhundert stammende Einkünfteverzeichnis der Kirche zu Chur, Antiquum registrum ecclesiae curiensis¹⁷ nennen unter den Angaben an Korn

zu wiederholten Malen den Dinkel, lat. far. Aus diesem far ist Foral mit Hilfe des Suffixes. -alis abgeleitet. Die Beliebtheit dieser für verschiedene Höhenlagen geeigneten Frucht geht aus dem Umstande hervor, dass farrale auch in den Namen Faraus in Morissen (1350 m.ü.M.). Faros in Wergenstein/Schams (1485 m.ü.M.) und Faros in Obervaz (1200 m.ü.M.) enthalten ist.

Dem modernen Menschen, der die Kartoffel als Nahrungsmittel kaum wegzudenken vermag, fällt die hohe Zahl von Ackernamen auf, die auf den einstigen Anbau von Bohnen und Rüben deuten. Die Wolfsbohne, lupinus, muss im Vorder- und Hinterrheingebiet eine sehr beliebte Frucht gewesen sein, der man bestimmte Ackerlagen reservierte. Daher die acht verschiedenen Luvinal, Lavanos in diesem Gebiet. Andere Abkömmlinge dieser Wurzel mögen sich noch unter Namen wie Vanal verbergen, die scheinbar aus avenale, Haberfeld, abzuleiten sind, sowie hinter Navinal, in dem man auch lat. napina. "Rübe", erblicken könnte. Doch vermögen auch solche sich konkurrenzierende Deutungsmöglichkeiten die Tatsache nicht zu verwischen, dass Dinkel und Saubohne einst auf unserer Ackerflur jene Stellung einnahmen, die heute der Gerste und der Kartoffel zukommt.

Noch diner Ackerfrucht sei hier abschliessend gedacht: der Hirse! Sie ist heute von unseren Bündner Aeckern so gut wie verschwundpn. Im ganzen

- S. 93: Vorderrheintal wird sie nurmehr in Schleuis und Sevgein (Seewis i.O.) angebaut. In den Kreisen Trins, Rhäzüns, V Dörfer, Maienfeld aber fehlt meines Wissens heute jede Spur. Die Hirse heisst rom. megl aus lat. milium. Für das «Hirsefeld») ist südlich des Alpenkammes das lat. miliarum vielfach bezeugt. fehlt jedoch in den Flurnamen nördlich der Alpen. Vielleicht ist diese auffällige Tatsache dem Umstand zuzuschreiben, dass Hirse mit Vorliebe auf neu gerodetem Boden angepflanzt wurde, dass also in höheren Lagen für lange Zeit nur mit Hirse angebaute Felder fehlten. In Deutschbünden, genauer gesprochen im Churer Rheintal, erscheint nun ein Hirschacker in Fläsch, eine Hirschau in Mastrils, Hirschbüel hart vor der Stadt Chur, [Hirschland in Untervaz](#), Hirschrütena in Zizers. Obwohl in einigen der genannten Fälle Ableitung vom Tiernamen Hirsch nicht ausgeschlossen ist, spricht doch die ganze Lage der betreffenden Flurstücke u.a.m. für Herkunft aus Hirse. Die für diese Gegend aus Geschichtsquellen gut bezeugte Hirsekultur wird also durch die Flurnamen mehrfach bestätigt¹⁸.



Karte Nr. 3 Von «Bär», romanisch «ors» abgeleitete Flurnamen in Graubünden.

Vollständige Sicherheit in der Frage der Ausscheidung der Derivate von Hirse und Hirz (Hirsch) zu erlangen, ist eine spezielle philologische Aufgabe, der wir hier nicht nachgehen wollen. Die Mitwirkung der Naturforschung ist allerdings insofern unentbehrlich, als über die Verbreitung des Hirsches in

S. 94: den Alpen in früherer Zeit grössere Klarheit erforderlich ist. Die romanischen Flurnamen Bündens gestatten darüber keine sicheren Schlüsse.

Dagegen werden die guten Dienste der Flurnamenkunde in der Frage der einstigen Verbreitung anderer Tiere sicher gerne angenommen. Das Reh fehlt in den romanischen Flurnamen Bündens vollständig! Aus Deutschbünden ist ein einziger Fall «im Rehatros» bekannt, der aber sicher ganz jung ist. Man hat als Laie Mühe, zu glauben, dass einst diese Zierde unserer Fauna, der wir in allen, auch in den entlegensten Tälern unserer Alpen so oft und so gerne begegnen, einst ganz gefehlt hat. Und doch müsste es sich angesichts der nicht selten aus Gams abgeleiteten Flurnamen wenigstens in einigen Namen verewigt haben.

Da hat es der Bär schon besser verstanden, unserem Land in Erinnerung zu bleiben. Die bündnerische Bärenkarte (Karte Nr. 3) mit ihren 60 romanischen und 45 deutschen Belegen zeigt deutlich, dass dieses heute im ganzen Kanton ausgerottete Raubtier sich so ziemlich überall aufhielt, so dass man ihm eine Wegstunde von Chur entfernt, sei es bei Maladers, bei Malix, Felsberg,

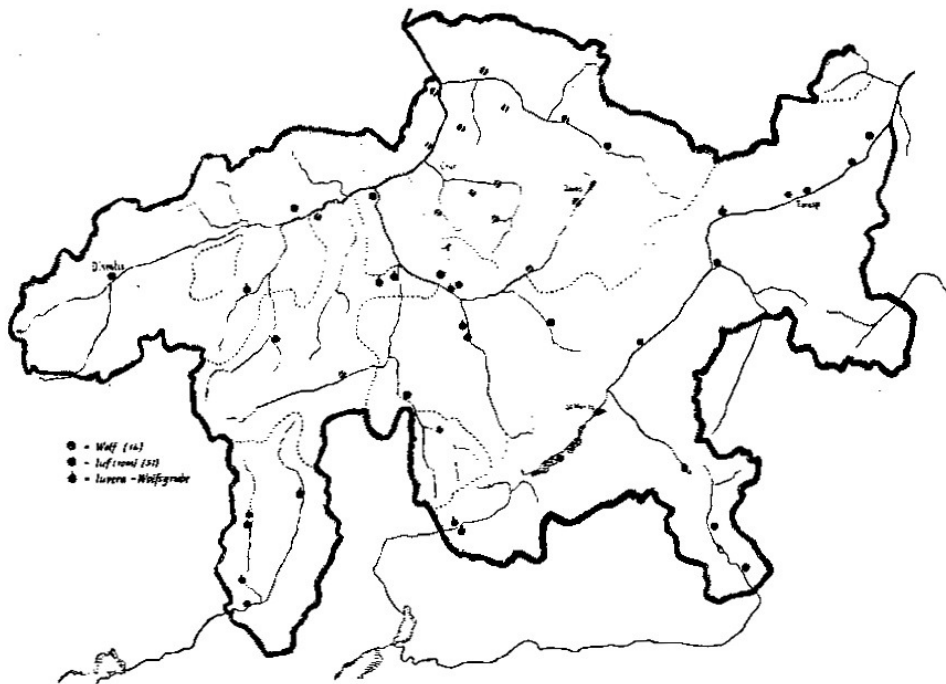
Haldenstein oder Trimmis begegnen konnte. Die Jagd auf den Bären geschah sehr häufig mit besonderen Bärenfallen, was aus dem Vorhandensein von einem guten Dutzend Namen wie Bärafalla, rom. trapla, plattera, falla da l'uors, sprechend illustriert wird.

Der Wolf war womöglich noch gefürchteter als der Bär (Karte Nr. 4). Auch sein Name ist in vielen, nämlich in 31 romanischen und 16 deutschen Flurnamen enthalten, wobei alle möglicherweise aus dem Personennamen Wolf abgeleiteten Flurnamen ferngehalten wurden. Während man dem Bären mit Fallen nachstellte, lockte man den Wolf mit Vorliebe in Gruben. Solche Wolfgruoba sind durch 7, die romanische Entsprechung Luvera < lat. luparia durch nicht weniger als 13 Flurnamen bezeugt.

Auch wer heute auf einsamen Pfaden unser Alpenland durchstreift, wird es immer seltener erleben, einen Adler über sich in lautlosen, weiten Bogen kreisen zu sehen. Wie Bär und Wolf, so wird bedauerlicherweise auch dieses Tier, vom Menschen sinnlos verfolgt, in absehbarer Zeit ausgerottet sein. Kommenden Geschlechtern werden dann Flurnamen wie Mut da l'Egla in Innerferrera, Crap l'Evla in Salouf, Parè da l'Evla in Tinizong, Crap la Neavla in Brinzouls usw. (im ganzen 8 Belege) wohl willkommene Zeugen sein für die einstige Herrschaft dieses Raubvogels in Bünden. Sie werden aber kaum imstande sein, das stolze Bild dieses wahrhaft königlichen Tieres in ihrem Geiste auferstehen zu lassen. Schon heute stehen junge Menschen Namen wie Grip dal Girun in Zernez, Mot dal Gaier in S-charl bei Scuol (Schuls), diesen letzten Erinnerungen an den aus unseren Alpen endgültig verschwundenen Lämmer - oder Bartgeier, beziehungslos gegenüber.

Dem puristisch eingestellten Rätoromanen, dem das einheimische engadinische Wort girun für den Lämmergeier lieb ist, wird der Flurname Mot dal Gaier mit seinem so unverfälschten, späten deutschen Lehnwort "Geier" auffallen. Über den Grund der Entlehnung würde er sich keine Gedanken machen, wenn es ihm gegönnt gewesen wäre, vor 100 Jahren von dieser

S. 95: Bergkuppe aus dem geschäftigen Treiben in und um das Dörflein S-charl zuzusehen. Er ist zweifellos von den damals dort tätigen Bergknappen gegeben worden. Der grosse Einfluss der Knappen wie des Bergbaus überhaupt auf die Namengebung ist bekannt. Auf die Überraschenden Resultate der Untersuchung von Alfred Amsler über «Die alten Eisenindustrien des



Karte Nr. 4 «Wolf, Wolfsgrube», romanisch «luf, luvera» in den Flurnamen Graubündens,

Fricktales. .. im Lichte der Flurnamen» (Beitr. zur Geologie der Schweiz, Geotechnische Serie, Kleinere Mitteilungen Nr. 6) brauche ich hier nicht besonders hinzuweisen. Auch Fehlmann's gelegentliche Hinweise auf die Rolle der Flurnamen bei der Ermittlung alter Bergwerke sind bekannt¹⁹). Von sprachwissenschaftlicher Seite war es in erster Linie Dr. Robert von Planta, Fürstenau, der in einem viel beachteten Vortrag in der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubündens im Jahre 1927 über Bergbau und Ortsnamenkunde Alt-Rätens die Flurnamen erforschte, die vermutlich auf Erzvorkommen weisen. Da uns heute weniger Einzelresultate als in allgemeinen Strichen gezeichnete Übersichten beschäftigen, möge es genügen, wenn ich zur Illustrierung der Forschungsarbeit Robert von Planta's erwähne, dass seine vor zwanzig Jahren gezeichnete Flurnamenkarte 157 Bergbauorte aufwies, wovon 85 Punkte sowohl durch die Geschichte und Ortskunde als durch die Ortsnamenforschung festgestellt sind, 18 Punkte, die nur durch die Geschichte nachgewiesen und 19 Punkte, die nur durch die Ortsnamenforschung

S. 96: ermittelt worden sind. Was die Völkerschaften anbelangt, die die Bergleute für die Ausbeutung der Bündner Erze lieferten, so erkannte der in der klassischen Philologie wie in der Germanistik und Romanistik gleich bewanderte Forscher, dass neben einheimischen Romanen die seit dem 13. Jahrhundert eingewanderten Walliser oder Walser die Hauptkontingente gestellt haben.

Aber lange vor ihnen haben in Bünden Kelten aus dem Westen und Noriker aus dem Osten geschürft und in Ortsnamen Spuren ihrer Sprache und ihrer Tätigkeit zurückgelassen.

Doch hier dürfen wir dieses interessante Kapitel abbrechen. Die Forschungsergebnisse von Robert von Planta sollen im zweiten Bande des Rätischen Namenbuches an geeigneter Stelle ausführlich dargetan werden. Aufgabe der Naturforschung wird es dann sein, durch Prüfung der geologischer Gegebenheiten, auch jene Einzelfälle genau zu untersuchen, die die Sprachwissenschaftler allein nicht endgültig abzuklären in der Lage waren.

Der Naturforscher und der Geograph, welche die für eine Gesteinsdecke typischen Urformen sowie die durch Verwitterung und Einwirkung von Wasser und Eis entstandenen Skulpturformen in den Kreis ihrer Untersuchungen ziehen, sind gezwungen, die ihnen begegnende Formenwelt zu umschreiben, oder anders ausgedrückt, auch sprachlich zu erfassen. Erst eine vollständige, klar herausgearbeitete Terminologie ermöglicht die irrtumsfreie Verständigung, die für jede Zusammenarbeit einer Forschergemeinschaft Voraussetzung ist. Es ist eine Erfahrungstatsache, dass die in den grossen Wörterbüchern gehortete Geländeterminologie arm ist und die Fülle der in der Natur erscheinenden Formen bei weitem nicht zu umschreiben vermag. Man denke etwa an ein Wort wie Tal, das sowohl ein Gebilde wie das Rhonetal von Gletsch bis zum Genfersee, als eine kleine, wasserlose Furche zwischen zwei Hügeln bezeichnet, wie man sie im Mittelland oft findet. Die gleiche Unzulänglichkeit des hochsprachlichen Wortschatzes zeigt sich aber auch, wenn man die Vielfalt der Erdgebilde, beispielsweise die pyramidenähnlichen Bergformen zu fassen sich anschickt, oder eine so überaus häufige Erscheinung wie die Berglücke in ihrem Formenreichtum sprachlich wiedergeben möchte. Es kommt also nicht von ungefähr, dass eine auf jede dichterische Ausschmückung bewusst verzichtende Geländebeschreibung des Wissenschaftlers die Landschaft so oft standardisiert und sie gerade jener Individualität zu berauben Gefahr läuft, die den Forscher angelockt hatte, Terrasse, Hang und Grat, Sattel, Kamm oder gar Übergang, First, Pyramide und Kuppel, wie normalisierend wirken diese Begriffe im Vergleich zum überquellenden Reichtum der Natur, wie starr aber auch im Vergleich zu den in den Flurnamen enthaltenen, jedem einzelnen Gebilde geradezu auf den Leib geschnittenen volkstümlichen Terminus oder

bildhaften Ausdruck²⁰. Es seien hier nur wenige sprechende Beispiele angeführt:

Ein Einschnitt in eine Bergkette, über den eine Strasse oder ein Saumweg führt, ist in der Verkehrsterminologie ein Pass. Wo nur ein einsames, selten begangenes Fussweglein besteht, spricht man von einem Übergang. Dem gegenüber leben in den Mundarten unserer vier Nationalsprachen eine Menge

S. 97: prachtvoll nuancierender Namen. Die weniger scharf ausgeprägten Einsenkungen am Bergrücken sind Sattel oder Sattelti. Auch beim Joch und Jöchli stellt man sich noch keine schroffen Einsenkungen vor. Dagegen ist die Lücke schon ausgeprägter und die Scharte wirkt wie ein Ausschnitt im nackten Felsen. Die Deutschbündner haben ferner ihre Furgge: Brennta-, d.h. Nebelfurgge im Schanfigg, das Furggelti, bergellisch la Forcellina im Avers, und das Tilisunafürggli im Prätigau. Der Romane des Vorderrheintales nennt einen solchen Übergang Barcun, d. h. (Fensterchem, «Schlupfloch», z.B. Bareun Frisal, während der Misoxer in seinem alpinlombardischen Dialekt von einer Bocchetta, einem kleinen Maul, spricht. Nirgends in Bünden findet man das im Unterwallis so verbreitete col.

Der gleiche Reichtum der Ausdrucksformen charakterisiert die Gebilde, die in der geographischen Literatur «Mulde», oder «Kar» heissen. Aus dem vertrauten engen Kreise von Haus und Hof stammen, wie ursprünglich die Mulde und der Kar selber, so auch das Bild der Wanne, der geflochtenen Kornschwinde für eine eher flache aber breite Bodensenkung, das rom. bagnöl, die Badewanne, ein Wort, das in vielen Flurnamen vertreten ist. Dem so häufig erscheinenden Chessi entspricht in den Walliser Alpen Sauderan, im Bündnerromanischen Caldera, Piz Calderas. Typisch bündnerromanisch aber sind vor allem die vielen mit dem Mörser verglichenen Kare der obersten Alpweiden. Besonders im Engadin findet man sie dutzendweise als Murtera, als Diminutiv Murteröl und als Vergrösserung in Murteratsch, Dem Bauern, der in der Gemeindemühle sein Korn noch selber mahlen musste, war auch das Bild des Mühletrichters durchaus geläufig. Er hat es in zahlreichen Fällen auf ähnlich geartete Gebilde in der freien Natur übertragen. So in Val Tantermozza im Nationalpark, Tremogia in Sils, Tarmosas in Trins, Lags und vielen anderen Orten. Der Deutschbündner kennt den Mühletrichter unter dem Namen Trümmela, womit auch ein gefürchtetes Rüfetobel im Schanfigg treffend beschrieben ist.

Stärker als die Bodensenke vermag die Erhebung, vor allem die Pyramide. und hier besonders der Felszacken, die Phantasie der Bergler zu immer neuen Namensschöpfungen anzuregen:

Der Wanderer, der vom Bahnhof Goppenstein im Lötschental dem Strässchen folgend talaufwärts schreitet, steht nach wenigen Minuten einem prächtigen, freistehenden Felsturm gegenüber, der sich wie ein aufmerksamer Wächter jedem, der des Weges kommt, entgegenstellt. Das Goppensteiner «Aachchibye", d.h. «Stoss-Butterfässchen», nennen es die Lötschentaler und haben damit die Form des Felsens ausgezeichnet charakterisiert. Obwohl in Form und Grösse von tausend anderen Türmen in den Alpen übertroffen, steht mir dieser Lötschentaler gerade seines Namens wegen immer wieder lebendig vor Augen. Südöstlich des Tinzenhorns auf dem scharfen Grat zwischen Val d'Err und Val Spadlatscha steht eine grössere Zahl von, äusserst spitzigen Felszähnen in Reih und Glied. Nichts könnte den Eindruck, den sie auf den romanischen Wildheuer machen, besser wiedergeben als der Name ils Orgels, die

S. 98: Orgelpfeifen. In der Silvrettagruppe aber heissen sehr ähnliche zuhinterst im Seetal aufragende Spitzchen einfach Seenodla, die Seenadeln. Mit dem Namen "der ritig Turre" hat man im Avers wohl besser als es jeder Gelehrte könnte, ausgedrückt, dass es sich um einen Turm handelt, der rittlings auf einem scharfen Grat keck ins Tal hinausblickt. Die drei freistehenden Felstürme von Jennisberg am Ausgang des Davoser Hochtals kennt jeder einheimische Hirtenknabe unter dem Namen Bocks-, Geiss- und Gitzichilche. Wo sich solche Türme wie bei den Orgelpfeifen von Tinzen auf dem Grat aufreihen, da nennt man sie in Davos und St. Antönien Schia, d. h. «Zaunpfähle», während der Bergeller von Denc dei Luf, «Wolfszähnen», der Misoxer von Dent de Can, «Hundezähnen», spricht.

Nicht die Form allein drängt bei diesen Türmen und Zähnen zu entsprechender sprachlicher Gestaltung. Solche aus der Umwelt herausragende Gebilde, deren Entstehung eine primitivere Weltanschauung nicht leicht erklären konnte, haben ebenso sehr wie grosse, von der Abbruchstelle weit entfernte Felsblöcke und Findlinge die Bergler immer stark beschäftigt. Das alttestamentliche Bild der versteinerten Frau Lots hat sicher auch in unseren Bergen ihre Entsprechungen. Las trais Fluors oberhalb Schlarigna/Celerina, heute als «die drei Blumen» verstanden, hiessen ursprünglich las trais Suors, die drei

Schwestern. Am Segnespass heisst eine Reihe von Grattürmen las set Dunschellas, die «sieben Jungfrauen», wobei der Gedanke nicht eben ferne liegt, dass hier die sieben törichten Jungfrauen aus dem Gleichnis Jesu versteinert und gebannt stehen. Wie hier das Starre, so ist in den Namen der Findlinge, wie Tüfelsstein, Hexenstein, Schlangenstein aus älterem Wurm oder Drachenstein die vom Menschen empfundene, aber nicht verstandene Dynamik der Natur vermenschlicht und gedeutet.

Das Geheimnisvolle und Beziehungsreiche, das uns auf der Weissfluh aus dem blossen Klange der Flurnamen umfing, ist also nicht aus unserer Einbildungskraft allein hervorgegangen. Es gehört vielmehr zum Wesen der Namen selber. Wenn wir auch heute mit unserer rationalen Denk- und Arbeitsweise die Fülle der Namen in den Dienst aller möglichen Forschungsdisziplinen zu stellen bestrebt sind, so wollen wir dabei doch nicht verkennen, dass sie wohl oft bedeutsame Aussagen über die Natur und Bodenkultur enthalten, dass sie aber letzten Endes als Kinder der menschlichen Seele, wie diese selber, nie alle ihre Geheimnisse preisgeben werden.

Anmerkungen:

- ¹ *Zu ihren eigentlichen Aufgaben vergleiche man etwa W. MEYER-LÜBKE, Einführung in das Studium der Romanischen Sprachwissenschaft, 3. Aufl., Heidelberg 1920, § 263ff.*
- ² *Vgl. zum Ausfall des -p auch Dalnova aus Alpnova in Breil (Brigels).*
- ³ *NICOLIN SERERHARD: Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden, neu bearbeitet von O. VASELLA, hg. von WALTER KERN, Chur 1944, S. 130.*
- ⁴ *Die Mineral- und Heilquellen der Schweiz. Hg. vom Schweiz. Verein analytisch Chemiker, dem Eidg. Gesundheitsamt und der Schweiz. Gesellschaft für Balneologie und Klimatologie, unter Mitarbeit von G. NUSSBERGER, J. CADISCH, A. KELLER, A. NUSSBERGER und J. WERDER, Bern 1937. Auf der Karte Nr. 1, oben S. 85, steht leider versehentlich CARISCH statt CADISCH. Jahrg. 93 A. SCHORTA. Das Gesicht der alpinen Landschaft im Spiegel der Flurnamen.*
- ⁵ *A. v. CASTELMUR: Eine rätische Kirchenstiftung vom Jahre 1084, Zeitschr. f. Schw. Kirchengeschichte, 23 (1929), S. 302.*
- ⁶ *A. V. CASTELMUR: Jahrzeitbuch und Urbare von Ruschein, 57. Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, S. 70.*
- ⁷ *Zu Girizenmoos. vgl. Schweiz. Idiotikon 4, 470 f.*

-
- ⁸ *FRÜH JOH. JAK. und SCHRÖTER CARL: Die Moore der Schweiz, mit Berücksichtigung der gesamten Moorfrage, Bern 1904. Beiträge zur Geologie der Schweiz, geotechnische Serie, 3. Lieferung. Das von FRÜH zusammengetragene Material bedürfte freilich einer dem heutigen Stand der Namenforschung angepassten, neuen wissenschaftlichen Bearbeitung.*
- ⁹ *Vgl. z.B. R. v. PLANTA: Über Ortsnamen, Sprach- und Landesgeschichte von Graubünden, Revue de linguistique Romane 7 (1931), S. 80 ff.*
- ¹⁰ *RICHARD WEISS: Volkskunde der Schweiz, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich 1946. Die Karten zeigen nur einige besonders häufige Namentypen.*
- ¹¹ *JOSIAS BRAUN-BLANQUET: Die Föhrenregion der Zentralalpentäler, insbesondere Graubündens in ihrer Bedeutung für die Florengeschichte. SA. (Verhandl. der Schweiz. Naturf. Gesellschaft, 98. Jahresversammlung, Schuls 1916, II. Teil), Genève 1917.*
- ¹² *J. BRAUN-BLANQUET und E. RÜBEL: Flora von Graubünden, Veröffentlichung des Geobot. Instituts RÜBEL in Zürich, Bern und Berlin 1932-1936.*
- ¹³ *P. C. PLANTA: Das alte Rätien, Berlin 1872, S. 450.*
- ¹⁴ *So wird jedenfalls die Form Luvulouirs zu lesen sein.*
- ¹⁵ *Vgl. zur Verbreitung der Weinrebe und der Edelkastanie sowie der Buche, Rätisches Namenbuch, Bd. I, S. XLV.*
- ¹⁶ *M. GMÜR: Urbare und Rodel des Klosters Pfäfers, Bern 1910, S. 33.*
- ¹⁷ *TH. v. MOHR: Codex Diplomaticus II, Nr. 76, S.109.*
- ¹⁸ *Vgl. R. KIRCHGRABER: Das Gebiet des ehemaligen Hochgerichtes Vier Dörfer, Mitteilungen der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich 1921/22, S. 125 f.*
- ¹⁹ *H. FEHLMANN: Die schweizerische Eisenerzeugung. Beitr. z. Geologie der Schweiz, Geotechnische Serie, XIII Lief., 3. Bd.*
- ²⁰ *Vgl. P. ZINSLI: Grund und Grat, Bern (1946).*